

Der Gesellschafter.

Den 26. Januar

Beilage zum Nagolber Intelligenzblatt.

1847.

Württembergische Chronik.

⊕ Rottenburg, den 22. Januar. Donnerstag den 28. d. M. wird eine Gauversammlung der landwirthschaftlichen Vereine von Herrenberg, Rottenburg und Tübingen dahier stattfinden. Die Versammlung wird zahlreich besucht werden. Bereits sind mehrere interessante Vorträge von den Vorständen der Vereine von Tübingen und Herrenberg zugesagt. Namentlich ist man begierig über den Vortrag: Wie kann von Seiten der Landwirtschaft auf Vinderung der Noth in gegenwärtiger Zeit hingewirkt werden. Außerdem sollen noch mehrere andere wichtige Dinge zur Sprache kommen, besonders die Wahl von sachverständigen Preisrichtern des einen Bezirks für den andern. Wir gestehen, daß die bisherige Praxis in dieser Beziehung ein wunder Fleck der meisten landwirthschaftlichen Vereine ist, und daß namentlich durch Preisrichter schon viel Unterschleif geschehen seyn mag. Wenigstens lassen sich es viele Viehbesitzer, welche schon Preisbewerber waren, nicht nehmen, daß ihr schönes Vieh anderem von geringerer Qualität schor habe nachstehen müssen, weil die Besizer von letzterem mit den Herren Preisrichtern besser bekannt gewesen seyen. Daber wäre die Ausführung von oben genannter Maßregel gewiß als ein Fortschritt zum Besseren zu betrachten und der Nachahmung zu empfehlen.

⊕ Koboldorf, den 22. Januar. Nach der Anweisung des Herrn Stadtraths Essig in Leonberg wurde hier der Versuch, Hausbrod mit Beimischung von Malzkeig zu backen, mit entsprechendem Erfolge gemacht. Man nahm

| | | |
|----------------------|-----------|------------|
| 9 Pfd. Hausbrod-Mehl | 5 1/2 fr. | 49 1/2 fr. |
| 10 1/2 Pfd. Malzkeig | 2/3 fr. | 7 " |
| Salz für | | 1 " |
| Bäckerlohn | | 5 " |

(Der entlehnte Hefel wurde wieder vom Teig zurückgegeben.)

und man erhielt in 4 Laiben 18 Pfund gutes, nahrhaftes Hausbrod. Die Laibe fallen etwas schwerer ins Gewicht, als das Brod von lauterem Brodmehl. Wir fanden es daher in gegenwärtiger Zeit nützlich und zweckmäßig, wenn sich die Gemeinde-Verhörden oder Gesellschaften, besonders da, wo einige bedeutende Bierbrauereien sind, sich der Sache annähmen und dafür sorgen würden, daß auf diese Weise über die wirkliche Sub-Zeit dem ärmeren Theil der Gemeinde-Angehörigen dieses wohlfeilere Brod zum beliebigen Ankaufen angeschafft würde.

⊕ Horb, den 23. Januar. Unser Stiftungs-Rath hat kürzlich beschlossen, um bei dem hohen Stande

aller Lebensmittel unsern Schullehrern einige Erleichterung zu Theil werden zu lassen, jedem derselben 6 Scheffel Dinkel, den Scheffel zu 6 fl., verabfolgen zu lassen. Es verdient diese lobenswerthe Handlung öffentlich erwähnt zu werden, um bei dem so geringen Einkommen des größten Theils der Schullehrer Nachahmung zu erwecken. Wenn man das Einkommen dieser Männer, denen die Erziehung und Bildung unserer Kinder in die Hände gelegt ist, mit dem gesteigerten Aufwande für die Lebensmittel vergleicht, so ist es oft unbegreiflich, wie ein Familienvater es möglich macht, in Ehren sich und die Seinigen durchzubringen. Darum Dank unserem Stiftungsrathe, möge seine Handlung viele Nachahmung finden.

⊕ Herrenberg, den 21. Januar. In Zeiten, wie die gegenwärtigen, zeigt es sich recht deutlich, welche große Wohlthat ein reiches Spital ist, wie ihn die hiesige Stadt besitzt; wodurch den Bedürftigen bedeutende Unterstützungen in Geld und Nahrungsmitteln gereicht werden können, ohne daß die Stadtkasse in Anspruch genommen wird. Bereits hat der hiesige Stiftungsrath beschlossen, die sonntäglichen Brodausheilungen, wie im vorigen Jahre, wieder beginnen zu lassen. Wahrscheinlich werden von nun an alle Sonntage ungefähr 800 Pfund Brod, im Werth von etwa 60 fl., ausgetheilt. Hierbei werden aber nicht bloß ganz arme, sondern auch minder bemittelte Bürger, auf denen die theure Zeit am härtesten liegt, bedacht.

Unter den Stations-Kommandanten und Landjagern, welche wegen ihrer Auszeichnung im Dienst theils Belohnungen, theils Belobungen erhielten, befinden sich auch aus unserer Gegend Dobler in Sulz, Schwegler in Bieringen, Dangel in Freudenstadt, Roth in Böblingen und Ziegler in Enzthal.

Am 1. März wird in allen Oberamts-Bezirken zum Behufe der Rekruten-Aushebung von den 1826 geborenen Jünglingen das Los gezogen, die Musterung findet aber statt am 5. März in Böblingen, Horb etc., am 8. in Neuenbürg, Sulz, am 10. in Calw, am 12. in Herrenberg, am 15. in Nagold, am 17. in Rottenburg, am 19. die der Studirenden in Tübingen, am 20. in Leonberg, Oberamtsbezirk Tübingen, am 22. in Freudenstadt.

Tages-Neuigkeiten.

In Havana ist das große Loos der königl. Lotterie, 100,000 Dollars, von fünfzig Negern, größtentheils Sklaven, gewonnen worden, von welchen jeder einen Dollar auslegte, um sich drei ganze Loose zu kaufen. Nr. 3997 brachte jeden in den Besitz von 2000 Dollars, und da sie für 400 bis 750 Dollars sich freikaufen können, so haben sie immer noch ein Stückchen übrig.

München, den 16. Januar. Gestern, wahrscheinlich Morgens zwischen 5 und 6 Uhr, während des Frügottesdienstes, oder kurz vor Beginn desselben, wurden vom Altar der Michaelskirche hieselbst die hölzernen, versilberten Leuchter sammt den Kerzen gestohlen. Der Dieb wird die Leuchter wahrscheinlich für silberne gehalten haben.

Vor einigen Wochen erhielt Herr v. Rothschild in Paris einen Drohbrieff, worin er im Namen von vier unglücklichen, durch Eisenbahnspekulationen zu Grunde gerichteten Freunden höflichst ersucht wurde, 16,000 Fres. in Bankbillets und Goldstücken in einer näher bezeichneten Abendstunde unter einem Kandelaber auf dem Börsenplätze nieder zu legen, widrigenfalls sein Tod unvermeidlich beschloffen sey. Ungeachtet die Bittsteller ihm ihren reichsten Segen versprochen, ging Herr v. Rothschild doch nicht darauf ein, sondern stellte den Brieff einem Polizeikommissar zu, dessen Nachforschungen jedoch ohne Erfolg blieben. Wenige Tage darauf ging dem General-Direktor einer der namhaftesten öffentlichen Administrationen ein Schreiben von derselben Hand zu, mit der gleichen Bitte um 16,000 Fres. unter Androhung des Todes. Fast gleich eilig, oder nur ein paar Tage später, traf ein zweiter Brieff bei Herrn v. Rothschild ein. Wir wollen gern glauben, schrieb man ihm, daß unser erster Brieff Ihnen nicht zugekommen ist; deßhalb haben wir angestanden, unsere Drohung auszuführen; aber bedenken Sie wohl, daß wir zur Verzweiflung gebracht sind und unser Leben, wie das Ihrige, an einem Faden hängt. Diesmal verlangte man übrigens noch 1000 Fres. mehr. Der bezeichnete Ort war wieder ein Kandelaber auf dem Börsenplätze. Kommen Sie selbst, oder schicken Sie eine sichere Person, Ihre Weigerung würde Ihr Todesurtheil seyn, schloß der Brieff, der abermals dem Polizeikommissar zugestellt wurde. Diesmal war die Polizei glücklicher. Zur festgesetzten Stunde erschien ein Mensch an dem Kandelaber, that als ob er bei dem Gaslicht etwas lesen wolle, bückte sich, um den dort hingelegeten Geldsack aufzuheben, machte sich damit eiligst fort, ward aber sogleich festgenommen. Der Verhaftete, ein Student von der Universität Lüttich, stellte alle Theilnahme an den Drohbrieffen in Abrede. Er wollte von zwei Unbekannten gegen eine Gratifikation von 20 Fres. zur Abholung des Geldes überredet worden seyn. Man fand aber in seiner Wohnung verschiedene Papiere mit derselben Handschrift wie in den Brieffen und daneben auch einen Dolch, eine Pistole und ein Paket Arsenik. Er konnte nicht mehr läugnen und gestand, daß er aus Noth und Verzweiflung gehandelt, daß er aber nie seine Drohung ausgeführt haben würde. Mitschuldige habe er nicht. Er ist etwa dreißig Jahre alt, und der Sohn eines vor einigen Jahren verstorbenen Pariser Druckers, den Cockerrill an die Spitze einer seiner großen Unternehmungen in Lüttich gestellt hatte. Die Noth, in die er und seine Mutter durch dessen Tod versetzt wurden, scheint seinen Verstand verwirret zu haben. Der Prozeß wird nächstens zur Verhandlung kommen.

Alles hat seine gute und seine schlimme Seite, so auch die Pressfreiheit. — Ein früher sehr geachteter Mann, von Geist und Talent, war durch das Laster der Trunkenheit ganz heruntergekommen. Im seligen Taumel schwankte er jeden Tag von einem Wirthshaus in's andere, obgleich er zuletzt keinen Groschen mehr besaß. So trat er auch eines Morgens in ein Bierhaus, wo die Wirthin

ihm das verlangte Glas zwar brachte, aber mißtrauisch des Geldes harrend, bei ihm stehen blieb. Er schien indessen die Demonstrationen der guten Frau, die ihre hohle Rechte hinhielt, nicht verstehen zu wollen, sondern unterhielt sich mit einem Bekannten, den er dort antraf, in trunkenen Sprache über die Schädlichkeit der Opposition, über die Mißbräuche der Presse &c. Die Wirthin schien jedoch von der Unterhaltung nicht sehr erbaut, denn unwillig mahnte sie an Bezahlung und verwies ihn an die Tafel neben der Wand, auf der gedruckt zu lesen stand: Man bittet sogleich zu bezahlen. Mühsam erhob der Gepeinigete das sorgenschwere Haupt, las mit klopfendem Herzen die inhaltschwere Inschrift und wandte sich tiefseufzend an seinen Bekannten mit den Worten: Nun, da sehen Sie's selber, das sind die traurigen Folgen der Pressfreiheit.

Posen, den 12. Januar. Am 9. Januar hat ein abscheulicher Mordanfall in unserer Nähe bei dem an einem großen See gelegenen Städtchen Rogasen stattgehabt. In der Schenke von Studzinie, ganz nahe bei der Stadt, traf ein Gendarm einen fremden, ungewöhnlich großen und starken Mann, dessen Aeußeres ihm Verdacht einflößte, weshalb er ihn aufforderte, sich zu legitimiren. Der Unbekannte reichte ihm die verlangte Papiere hin, die jedoch der Gendarm, nachdem er sie durchgelesen, für ungenügend erklärte. Kaum hatte letzterer dies ausgesprochen, als jener ein Doppelterzerol auf ihn anlegte und ihn gerade vor den Kopf schoß, so daß er zusammenstürzte. Alle Anwesenden wurden vom Schreck gelähmt, nur ein Bauer sprang auf den Bösewicht zu, um ihn zu ergreifen, doch schnell feuerte er auf diesen den zweiten Schuß ab, wodurch es ihm gelang, sich frei zu machen und die Eisfläche des nahen großen Sees zu gewinnen, an dessen jenseitigem Ufer ein kleines Wäldchen liegt, dem er rasch zuflüchte. Inzwischen wurde er von allen in der Schenke anwesenden Personen, denen sich noch viele Individuen aus der Stadt selbst zugesellten, verfolgt und da der See eine große Ausdehnung bat, noch früher eingeholt, als es ihm gelingen wollte, das Wäldchen zu erreichen. Als der Mörder an seiner Rettung verzweifelte, blieb er plötzlich stehen, entledigte sich seiner Oberkleider und kniete auf dem Eise nieder. In der rechten Hand hielt er ein zweites Terzerol und in der linken zwei lange blinkende Dolche, womit er Jeden, der sich ihm nähern würde, ohne weiteres zu erschießen oder zu erstechen drohte; es gelang ihm auch wirklich, die Menge dadurch in einer gewissen Entfernung von sich abzubalten. Jetzt rief er laut in polnischer Sprache aus, daß man ihm vergönnen möge, zu beten, und daß er sich dann selbst den Tod geben wolle. Aber während er noch mit lauter Stimme betete, wurde er von einem auf ihn gehetzten Hunde an der Schulter gepackt und niedergedrissen, und alsbald sprang ein schon bezährter Bürger, der mit einem Sabel bewaffnet war, auf ihn und lähmte seinen rechten Arm durch einen kräftigen Hieb. Glücklicherweise versagte das Terzerol, welches der Bösewicht auf den alten Mann abdrückte. Alsbald erhielt er auch einen zweiten Schlag mit einem starken Knüttel über den linken Arm, wodurch auch dieser entwaffnet wurde, und jetzt gelang es den herzugelungenen Personen, sich des Verbrechers zu bemächtigen, und ihn geknebelt in die Stadt zu führen. Er ist ein Pole, und nennt sich Anton v. Babynski, Deutsch versteht

er angeblich nicht. Er will die polnische Revolution vom Jahr 1830 in einem polnischen Ublanen-Regimente mit gemacht haben und nach deren Beendigung nach Frankreich ausgewandert seyn. In seiner Tasche fand man Landkarten von den beiden Regierungsbezirken Posen und Bromberg, woraus man schließen möchte, daß er ein Emissär der polnischen Propaganda in Frankreich sey. Der Gendarm ist nicht todt, wohl aber schwer verwundet; da jedoch die Kugel, die noch nicht aus der Wunde herausgebracht ist, nicht den Schädel, sondern nur die Gesichtsknochen verletzt zu haben scheint, so geben die Aerzte die Hoffnung, ihn am Leben zu erhalten, noch nicht auf.

Der verbängnißvolle Nagel.

(Fortsetzung.)

In seinem Schlosse zu Dresden saß der Kurfürst von Sachsen und König von Polen, August der Starke, gefangen. Gefangen war derselbe, der zinnerne Teller mit den Händen zusammenrollen, Hufeisen zerbrechen, Eierhälfte auf einen Hieb durchtrennen und auf jeder Handfläche einen Menschen stehen zu lassen vermochte. Gefangen saß der Beherrscher mehrerer Millionen freier Untertanen und zwar in den schlimmen Fesseln der — Krankheit. August II. saß wirklich, denn er hatte einen bösen Fuß, jedenfalls eine Folge seiner Unmäßigkeit im Essen, Trinken und Lieben. Nichts ist geeigneter, die menschliche Hoheit und Macht in ihrer Wichtigkeit erscheinen zu lassen, als Krankheit des Geistes oder des Leibes. August der Starke saß jetzt, ein schwacher, hilfloser und hilfloser Mann mit einer Leidensmiene, in seinem weichen, vergoldeten Purpurfessel und dachte feujend der goldenen Tage seiner genußreichen Jugend. Theuer bezahlte Leibärzte kamen und gingen wieder, ohne daß sie dem königlichen Patienten hätten helfen können. Man hatte des Königs Uebel für so gefährlich und bedenklich befunden, daß in einer Berathung der sämtlichen Leibärzte die Frage aufgeworfen worden war, ob nicht die Wegnahme des kranken Fußes vom Körper durch die dringendste Nothwendigkeit geboten werde?

Allein da die Sächsischen Jünger Aeskulap's auf ihre alleinige Verantwortlichkeit zu einem eben so gewaltsamen als leidigen Mittel nicht schreiten wollten, so hatte man einen Eilboten nach Paris abgehen lassen, welcher der dortigen medizinischen Fakultät eine genaue Beschreibung über den Stand und die jetzige Beschaffenheit des königlichen Fußübels hinterbringen und eine Entscheidung der aufgeworfenen Frage verlangen sollte.

Natürlich wußte der Monarch nichts von der Gefahr, welche über seinem kranken Fuße und über seinem Haupte zugleich schwebte. Er duldete, litt und klagte. Seine Leute aber, welche jetzt keine gute Lage mehr bei ihrem Gebieter hatten, erschöpften sich in Drost- und Heilmitteln, welche sie dem hohen Kranken in Vorschlag brachten.

Da geschah es eines Tages, daß mit des Königs Bewilligung ein neuer Heilkünstler in das hohe Krankenzimmer eingeführt wurde, und zwar zum größten Aerger der königlichen Leibärzte, welche sich, beobachtend und heimlich des Quacksalters spottend, in einiger Entfernung aufgestellt hatten. Der Mann, welcher dem König rathen sollte, war nämlich kein Studirter, und wenn noch heut zu Tage die Studirten mit mitleidiger Geringschätzung

auf alle Nichtstudirten herabzublicken pflegen, so war dies damals noch weit mehr der Fall. Der neue Heilkünstler war aber Niemand anders als — unser Neit, welchen einer der königlichen Laquaien, auf die Kunde von der wunderbaren Herstellung der beiden Juden, seinem hohen Gebieter empfohlen hatte.

Neit sah sich nicht mehr ähnlich. Sein braunes Haupthaar war frisirt, gepudert, gelockt und endete hinten in einen schwarzeidenen Haarbeutel. Ein seidener Frack mit breiter Stickerei und kurze Beinkleider von demselben Stoffe und reifabler Farbe hatten die Stelle des Duffelrockes und der grauen Tuchhosen eingenommen. Eine weiße lange Atlasweste mit ihren breiten Taschen umfloß den ganzen Leib bis zur Ungebühr und ein Degen mit weiß lackirter Scheide und stahlblühendem Griffe hing wehrhaft an der linken Seite. Blaublaue Seidenstrümpfe mit rothen Zwickeln und Schuhe mit breiten, silbernen Schnallen schmückten das Untergestelle des Wundarztes, welchem nichts übrig geblieben war, als sein etwas kupferfarbiges Antlitz und der weit ausgreifende Paßgang, mit dem er sich in Begleitung seines Gönners, jenes aratbenden Laquai's, dem Könige nabete. Aber Neit's Miene war eine finstere, ja Horn verrathende; seine Stirn hatten drohende Falten überzogen und seine zusammengeknißenen Lippen schienen nur mühsam schweigen zu wollen. So trat er vor den König hin, welchem er eine unbeholfene Verbeugung machte.

August II. bestete einen Blick, in welchem sich Schmerz mit Bedruß paarte, auf den neuen Leibarzt, wendete dann das Antlitz abseits und streckte achzend das kranke Bein vor, welches ein geschäftiger Diener von seinen mannigfachen Hüllen, Umschlägen und Pflastern zu befreien strebte, um der ärztlichen Untersuchung Vorschub zu leisten.

Indessen hatte Neit Zeit gehabt, seinen Monarchen, den er zum erstenmale und noch dazu in solcher Nähe sah, aufmerksam zu betrachten. Hatte dieser eine goldene Krone statt der weißen Nachtmüße auf dem Haupte, einen Scepter statt des Krückenstocks in der Hand getragen, als gewappneter Krieger mit dem Feldherrnstabe in der Rechten auf einem Streitrosse, wie er in Dresden's Neustadt in Erz abgebildet ist, anstatt auf dem Krankensuble gefessen, gewiß, Neit würde — dies sey zu seiner Entschuldigung gesagt — nicht gewagt haben, zu sprechen, wie er in Wahrheit jetzt sprach.

Beide Arme lang ausstreckend und starr auf die Stickerei der Aermel wie auf die Spitzenmanschetten blickend, hob der Wundarzt mit bitterm Tone an:

— Nun, Ihr schönen Kleider! so spricht und rathet doch, wie der königlichen Majestät da zu helfen sey! Ihr schweigt? Wollt nicht rathen? Na, wie wird's? Bezieht Ihr keinen Respekt vor Euerm hohen Herrn?

Wer malt hier das Erstaunen, wie den Schreck sämtlicher Anwesenden bei dieser unerbittlichen Sprache des Heilkünstlers? Absonderlich trauten die Höflinge ihren durch Schmeichelei verwöhnten Ohren nicht, indes die Hofmedici schadenfroh die Hände in ihren Rocktaschen rieben.

Selbst der König gerubte über eine solche, noch nie vernommene Rede in ein allerhöchstes Staunen zu gerathen, welches sich durch einen Hornesblick auf den Sprecher, durch eine abwehrende Handbewegung und durch die hastig gesprochenen Worte: Fort, fort mit ihm! — kund gab.

Der Hände viele waren hierauf bemüht, den gröblich aufgetretenen Wundarzt aus dem königlichen Krankenzimmer zu entfernen und in ein Seitenkabinet zu versetzen. Als hier alle mit Vorwürfen auf den Schweigsamen einstürzten, plakte bei diesem die längst schon im Innern flammende Bombe.

Auf das gebohnte Tafelwerk nieder klatschte der zusammengeschlagenen Hur. Ein heftiger Griff an die Schläfe und nach dem Nacken schickten jenem die beiden falschen Seitenlocken und den Haarbeutel nach.

— Zum Teufel mit Euch und Euerm Wust! — rief Neit, indeß unter seinen ungestüm zerrenden Händen die Rätze des engen Rockes krachten — Mich wie ein neugebornes Kind einzuschürren und zu windeln, — riß, riß, die theuren Manschetten blieben stückweise an seinen Fingern hängen — Sucht Euch einen Affen aus — die Weste flog vom Leibe — den Ihr nach Euerm Belieben anpaken könnt, — Schuhe, Strümpfe und Beinkleider sanken unter Neit's Ungestüm zu Boden, der in ungleich kürzerer Zeit, als vorhin die Hofbedienten bedurft hatten, seine Umwandlung bewirkte.

Mittlerweile sagte der Monarch zu seinem ganz bestürzten Leibdiener: Holleuser! Du hast mir einen Wahnsinnigen statt eines Arztes zugeführt.

Ach, Ew. Majestät, klagte Holleuser, noch ganz versteinert bin ich vor Schreck und Entsetzen. Der Mensch war erst vollkommen vernünftig und nur dann, als wir ihm die Hoffkleidung anlegten, begann er, sich ungeberdig zu zeigen. Wenn Ew. Majestät geruhen wollten, allergnädigst zu erlauben, daß der Mensch noch einmal und zwar in seiner schlichten Alltagskleidung vor Ew. Majestät erscheinen dürfte, vielleicht . . . soll man nicht Alles versuchen, um die großen Schmerzen Ew. Majestät möglichst zu lindern?

In dem Augenblicke, wo Neit das königliche Schloß zu verlassen sich anschickte, sah er sich von seinem Hömmer Holleuser zurückgeholt und beschworen, die vorige Scene nicht zu wiederholen, sondern seine ganze Kunst aufzubieten, um dem hohen Patienten genug zu thun. Gehorsam angelobend und folgsam wie ein Lamm schritt Neit dem Diener nach.

Wie sieht's? redete ihn der Monarch huldvoll an, ist Er nun gescheidt worden?

Ew. Majestät, versetzte Neit unter einer tiefen, ehrfurchtsvollen Verneigung, ich habe den Narren zugleich mit seiner Kleidung ausgezogen.

Hierauf unterzog sich Neit der genauen, kunstgerechten Untersuchung des kranken, königlichen Beines. Das, was er hierauf anordnete, wurde von den darum befragten Leibärzten wenigstens als unschädlich anerkannt, wenn schon sie keine Besserung davon erwarteten. Neit aber blieb während der Behandlung seines königlichen Patienten fast unangeseht im Schlosse, um jede etwaige Einmischung Anderer zu verbüßen.

Nachdem der nach Paris gesendete Eilbote dreizehn Tage ausgeblieben war, kehrte derselbe mit dem Gutachten der Fakultät zurück, welches dahin lautete, daß das kranke Bein, bewandten, höchstgefährlichen Umständen nach, sofort abzunehmen sey. Zugleich war aber die Befürchtung ausgesprochen, daß diese Maßregel bereits zu spät kommen und des Königs Leben verwirkt seyn dürfte. Derselbe aber befand sich, Dank Neit's zweckgemäßer Heil-

weise, bereits außer aller Gefahr und auf dem vollen Wege der Besserung. (Fortsetzung folgt.)

Frau Kartoffel.

Ein Märchen.

Ich weiß ein stattliches Haus, das ist von vielen Leuten bewohnt, die schon seit uralten Zeiten darin ein- und ausgehen: da wird geweint und gelacht, und da wechselt Glück mit Plagen ab. In diesem Hause hat ein altes Mütterlein gekocht, gebacken und gebraten, den Tisch gedeckt und servirt. Es war eine treue Magd noch aus der alten Zeit, von Haus- und Nachbarsleuten Frau Kartoffel genannt. Ein stilles Mütterlein ohne prunkendes Geschmeide, war sie ganz zufrieden mit ihrem schlichten Alltagskleid; sie war unbeachtet, ungeehrt, oft verspottet, oft vergessen, den ganzen Tag am Herd, und Nachts in der schlechtesten Stube geschlafen. Kaum gönnte man ihr einen freundlichen Blick, wenn sie die Speise auf den Tisch brachte, kaum hat ihr zuweilen ein armer Mann verstohlen die Hand gedrückt.

Geschlecht an Geschlecht ging vorbei, doch blieb die alte Hausmagd als Erbstück allen künftigen Erben getreu. Aber eines Tages, es war gerade Mittagszeit, was geschieht? Wie Alle um den Tisch sitzen, und Jeder nach der Schüssel sieht, da war sie leer, da hatten alle nichts zu essen, denn unser gutes Mütterlein, Frau Kartoffel — lag krank darnieder. Es ist kein Wunder, daß die viele Arbeit ihr die Kraft gelahmt hatte, nachdem sie so unermüdlich fürs ganze Haus geschafft. So ging es einige Tage, und man dachte doch bald mit Sorgen an den Zustand der armen Patientin. Jedermann brachte Mittel zu ihrer Heilung in Vorschlag, die Wirtschaft stockte im ganzen Hause, die Arbeitslust erlahmte, und man sah wohl ein, daß kein Hofkoch die Kunst so gut verstünde, alle Welt zu speisen, wie Frau Kartoffel, und nun erst erscholl ihr Lob aus Aller Munde. Die Armen und die Bettler durchstreiften jammernd die Straßen und drohten schon mit Mord und Tod, wenn man die Gute sterben lasse. Die Herren des Hauses saßen ratlos an deren Krankenbett in der feuchten Kammer; die Doktoren schüttelten die Perrücken und konsultirten vergeblich; die Herren des Rathes vereinten sich, um bei so schwierigen Falle das Wohl des Staates zu beraten. Täglich verlangte man Vuletins über das Befinden der Frau Kartoffel. Die höchsten Stände, sogar der König, ließen sich täglich darnach erkunden. Alles fürchtete sich vor dem Geruche des Hungertuchs. — Die Herren der Feder und des Buchs, die Pfaffen, Küster und Priester, die Könige und die Minister. — Die Frau Kartoffel ist aber zur Stunde noch immer krank und matt; doch laßt uns hoffen, daß sie durch Gottes Segen bald wieder gesunde, weniger um der Vornehmen, als um der Armen willen! Die schlichte Magd, sie kocht für Euch, für Euch steht sie in Asch' und Ruße; sie wirtschaftet für Arm und Reich. O, thuet vor der Armen Buße!

Der berühmte Chemiker Balfwill in London will bemerkt haben, daß die Krankheit der Kartoffeln durch eine Art grüner Fliegen, so groß wie unsere Hausfliegen, entstanden sey. Dieselben zerfressen die Blätter und entleeren eine grünliche Flüssigkeit, worauf in zwei Tagen die Krankheit sehr verbreitet vorhanden war.